

50 Jahre Pfarrblatt

forum

PFARRBLATT DER KATHOLISCHEN KIRCHE IM KANTON ZÜRICH

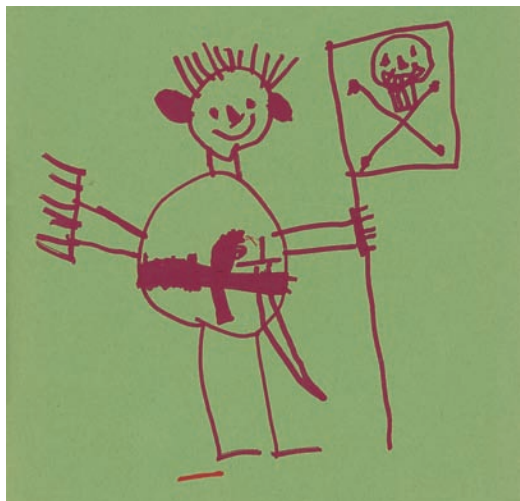


GUT KONSERVIERT

KINDER FRAGEN FRAGEN

Darf ich mit Waffen spielen?

In Irak droht ein Krieg, in Israel und Palästina herrscht er schon – und unsere Kinder freuen sich auf Fastnachtstage als Piraten, Cowboys und Räuber. Darf das sein? Sind die Zeiten nicht zu ernst, um Krieg zu spielen?



Ein überglücklicher Pirat präsentiert stolz seine Flagge mit zähnefletschendem Totenkopf. Darf das sein?

Die Nachrichten zur gespannten Weltlage lassen sich vor Kindern nicht verheimlichen. Eine abgeschottete heile Welt ohne Gewalt und Tod einrichten zu wollen, kann aber auch gar nicht das Ziel unserer Erziehung sein – und wenn doch, dann wird uns der Kinderalltag sehr schnell einholen.

Mit sechs Jahren war Erasmus vom Piraten-Fieber befallen. Dutzende von Piratenzeichnungen entstanden in dieser Zeit. Die Bewaffnung konnte variieren, eines blieb immer gleich: Ein fröhliches Kindergesicht, das über beide Backen strahlte. Hätten wir eingreifen und ihm klar machen sollen, dass Krieg eine Tragödie und der Tod kein Kinderspiel ist?

Als am 11. September 2001 das World Trade Center in New York zerstört wurde, hat der damals neunjährige Patrick tagelang mit Legosteinen Türme gebaut und wieder kaputt gemacht. Und war von seinem Zerstörungswerk sichtlich begeistert. Hätten wir ihn packen und zum Kinderpsychiater schleppen sollen?

Oft sind wir versucht, bei solchen Spielen einzugreifen und unseren Kindern ins Gewissen

zu reden, schliesslich wollen wir doch eine friedliebende nächste Generation heranziehen.

Nicht vorschnell moralisieren

Aber wer versucht, Spielzeugwaffen konsequent aus dem Kinderleben zu verbannen, wird damit ganz besonders bei Buben keine Chance haben. Irgendwann wird der lächerlichste Strauchzweig zum gefährlichen Gewehr – und damit werden Eltern herausgefordert. Selbst Mädchen kennen kriegerische Phasen, wenn auch weniger häufig und weniger martialisch.

Eine Erziehung, die alles verdrängt, was an Gewalt- und Zerstörungspotenzial in uns steckt, wird deshalb zwangsläufig scheitern. Was wir unsere Kinder hingegen lehren können, ist die Beherrschung dieser Kräfte und Triebe, ist die Fähigkeit, sie für den Aufbau und nicht zur Zerstörung zu nutzen.

Das Rollenspiel als Cowboy, Pirat oder Räuber bietet sich als Lernfeld geradezu an. Da es, wie jedes Spiel, mit dem Aufstellen von Regeln verbunden ist, wird Gewalt ritualisiert und Selbstbeherrschung zum tragenden Element, also allemal verträglicher als blindwütige Pausenhofprü-

geleien. Wenn Buben Krieg spielen, ist das Ziel normalerweise gar nicht vorsätzlich Verletzung, und wenn es doch einmal zu einer Platzwunde kommt, dann ist dafür meist überbordender Spieleifer verantwortlich. Wenn allerdings das Spiel kein Ende mehr nimmt, wenn aus Spass plötzlich Ernst wird, wenn die Situation ausser Kontrolle gerät, wenn Kinder ihre Beherrschung verlieren, dann dürfen und sollen Eltern selbstverständlich eingreifen.

Tief verwurzelte Faszination

Die unheimliche Faszination, die von Krieg und Zerstörung ausgeht, sitzt aber noch tiefer. Wenn wir ganz ehrlich sind, hat sogar uns Erwachsene der Zusammenbruch des World Trade Center nicht nur schockiert, sondern auch fasziniert; furchtbarer noch, der Anblick der in sich versinkenden Wolkenkratzer war rein ästhetisch betrachtet sogar schön. In solchen Momenten stürzen wir oft in einen Zwiespalt zwischen tiefer Erschütterung und vordergründigem Voyeurismus, zwischen Furcht und Faszination. So wie Kinder sich ihre Hand vor Augen halten und doch zwischen den Fingern hindurchblinzeln. Dieser Widerstreit der Gefühle ist nur schwer auszuhalten, gerade weil darin Abgründe auftauchen, die wir vom Kopf und der Moral her

ablehnen. Diese verstörende Lust am Unglück taucht auch in der Bibel auf: Jonas träumt davon, dass das verruchte Ninive endlich in Schutt und Asche versinkt. – In den Psalmen sind die Wunschbilder von grausam besiegten Feinden zahlreich. – Und auch in der religiösen Malerei wurde die Hölle mindestens so häufig und farbenprächtig ausgemalt wie der Himmel. Das Böse ist nur deshalb mächtig, weil es auch verführerisch und faszinierend ist.

Diese Faszination für die dunklen Mächte werden wir nie ganz auslöschen können. Aber wir können unseren Kindern zeigen, was es braucht, sie im Zaum zu halten: Achtung vor dem Nächsten, Selbstbeherrschung, Anstand, Bescheidenheit, Annehmen von Grenzen, Zärtlichkeit – kurz, all das, was sich aus dem ergibt, was Christus der Faszination des Bösen entgegensetzt: Nächstenliebe.

Wenn es uns gelingt, diese Kräfte in unseren Kindern zu wecken und zu stärken, dann müssen wir uns keine Sorgen machen, dass aus derzeit waffenstarrten Kindern später Gewalttäter und Kriegstreiber werden – und zwar gerade deshalb, weil sie den Umgang mit ihren dunklen Seiten trainiert haben und ihnen nicht ahnungslos ausgeliefert sind.

Thomas Binotto



Da fällt mir eine Geschichte ein ...

Balduin Balthasar Krummbein Hakennase Säbelzahn Fernrohrhauge Schrecken der Meere wird im Verlaufe seiner haarsträubenden Kaperfahrt allmählich wieder zum Buben Balduin, der schliesslich an den Mittagstisch gerufen wird. Eine auf den ersten Blick ganz schlichte, aber ungemein fantasievoll gestaltete Seeräbergeschichte für Kinder im

Vorschulalter, die aber auch Eltern wichtige Hinweise darauf gibt, was Kinder an kriegerischen Rollenspielen wirklich fasziniert. Zum Beispiel – und vielleicht für viele Eltern überraschend: das Heraustreten aus der Rolle in den normalen Alltag. Ein gelungenes Bilderbuch, das Mädchen wie Buben genauso begeistert.

bit

Claudia Gürtler, Jürg Obrist: „Ein Seeräuber wie Balduin“. Atlantis Kinderbücher bei Pro Juventute 1996. ISBN 3-7152-0241-6.

Sie haben ihn getötet – lebt er wirklich wieder?

In der Osterzeit werden wir mit solchen Fragen konfrontiert. Realistische Antworten werden erwartet. Lieber möchten wir Geheimnisse stehen lassen!



Kann man diesen Männern verzeihen?

Die Passion Jesu möchte ich beim Erzählen von Ostern nicht darstellen. Dennoch ist Jesu Leiden für Kinder gegenwärtig. Die Neigung, Karfreitag gewissermassen zu überspringen, um vom bejubelten Einzug in Jerusalem schnell zum Ostergeschehen zu kommen, wird uns von den Kindern selbst entschieden verboten – oder geradezu als Lüge entlarvt. So erlebte ich es schon vor vielen Jahren mit meinem heute erwachsenen Sohn, dessen Fragen unbequem und hartnäckig waren. „Er ist lebendig geworden, das Grab ist leer – man sieht es ja“, sagte er mit fast wegwerfender Handbewegung. „Aber was geschieht mit den Männern, die ihn getötet haben? Was geschieht mit seinen Freunden, die ihn verlassen haben? Davongelaufen, alle!“ Es wäre seinem kindlichen Sinn für Gerechtigkeit entgegengekommen, wenn es Strafe, ja Rache für die „Bösen“, die Jesus gekreuzigt hatten, oder für die treulosen Jünger gegeben hätte. Die Auferstehungsgeschichte schien ihm zu friedlich, zu sehr ein Leben in einer ganz neuen Welt – frei von den normalen menschlichen Verhaltensmustern. Die Worte Jesu: „Vater, vergib ihnen; denn sie

wissen nicht, was sie tun“ (Lukas 23,24) verstand er nicht. „Jesus hat ihnen verziehen“ – das stiess auf staunende Augen; Verzeihen war ihm ein unverständliches Wort. Als ich aber sagte: „Leiden und Tod waren jetzt für Jesus nicht mehr wichtig“, stiess ich erst recht auf Empörung. Konnte Golgatha, konnte der Tod an Ostern plötzlich zur Nebensache werden?

War Jesus ein normaler Mensch?

Meine sechsjährige Enkelin fragt anders nach der Auferstehung. Sie ist überzeugt: Jesus war „kein normaler“ Mensch! „Ja, ein heiliger Mensch war er! Gibt es das, Grossmama?“ Sie braucht das Wort „heilig“ zum ersten Mal, zögernd, schaut mich von der Seite an. Bevor ich antworten kann, fährt sie fort: „Daher ist er wieder lebendig geworden. Aber die andern Menschen bleiben in der Erde. Sie zerfallen, wenn sie gestorben sind. Nur Jesus ...“ Sie denkt weiter nach. „Vielleicht ist er immer noch lebendig, nur er. Aber wir sind gewöhnlich!“

Der auferstandene Jesus ist auch für dieses Kind zu weit weg – nicht vereinbar mit unserem gewöhnlichen Leben, eben „heilig“! Dennoch fragt sie etwas

später nach einer Vereinigung aller Toten im Himmel. Auch nach einer Vereinigung mit Jesus. „Kennt man sich dort? Hat man einen neuen Namen?“ Tod und Auferstehung Jesu regen sie an, sich über den Himmel Gedanken zu machen. Wenn der auferstandene Jesus bei den Menschen ist – vielleicht ist dann der Himmel nicht so weit weg; vielleicht ist mit Ostern die Distanz zwischen dem „heiligen“ Jesus und uns „gewöhnlichen“ Menschen überbrückt, auch der Graben zwischen Leben und Tod? Zum Glück erlaubt sie mir, diese Fragen, die sie selbst philosophierend anklängen lässt, in der Schwebelassen.

Wirklich Frauen, keine Männer?

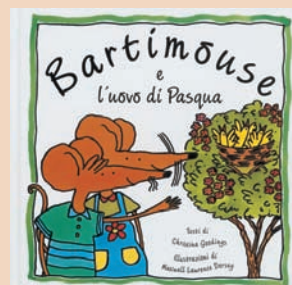
In einem meiner Bilderbücher, Ostern nach dem Lukas-Evangelium erzählt, wird deutlich: Es waren Frauen, die das leere Grab als erste entdeckten. „Wirklich Frauen, ohne Männer dabei?“, fragt die kleine Alina, im Gedanken wohl, dass Ostern als Frauengeschichte nicht ganz so weit weg wäre. Sie bewundert die Frauen, die nachts in der Nähe des Grabes gewartet haben, und ist glücklich, dass sie Namen

haben: Magdalena, Johanna, Maria. Natürlich identifiziert sie sich als Mädchen mit diesen Frauen, scheint selbst im leeren Grab ein Geheimnis zu spüren. Plötzlich ist im Schweigen, in dessen Mittelpunkt nur das Meditieren eines Bildes steht, mehr drin als in vielen Antworten. Es scheint ihr angenehm, dass der Auferstandene selbst nicht sichtbar ist. Könnte er nicht, so vermutet sie, einem „Gespenst“ gleichen? Zwischen Leben und Tod? Unheimlich?

Wie gut, dass die Geschichte bei Lukas weitergeht! Meine Enkelin weiss es, blättert ungeduldig um, voller Vorfreude auf die Emmaus-Jünger und: Jesus als „richtiger“ Mensch, der zuerst unerkannt mit zwei Jüngern wandert und erst beim Brotbrechen, zusammen mit Frauen, Kindern und einer Katze, wirklich erkannt wird. Das Kind hat Jesus damit in unsere Welt hineingeholt; der Graben zwischen der eigenen Wirklichkeit und der „heiligen“ Jesus-Welt ist überbrückt.

Ostergeheimnis und kindliche Realität haben sich gefunden!

Regine Schindler



Da fällt mir eine Geschichte ein ...

In den Schaufenstern von Rom lachte mich das bunte Buch „Bartimouse e l'uovo di Pasqua“ an. Ein Mäuserich und seine Partnerin Emma beobachten eine Kindergruppe mit der in einer Kapelle Ostern vorbereitet wird: Osternechten, Erzählen der biblischen Geschichte ... Das Mäusepaar selbst aber findet ein richtiges Vogelei, aus dem schon ein Schnabel guckt. Eine überraschende Episode erhellt die Osterwelt: Neues Leben in der Natur – und am Schluss die Belohnung der Mäuse durch genüsslich geknabberte Marzipaneier, alles gekonnt und humoristisch ins Bild gesetzt. Das Buch zeigt, dass Brauchtum, Naturbilder und biblische Osterbotschaft sich mit einem Augenzwinkern gut vertragen – so wie im Buch „Der Ostermorgen“, wo ein kleiner Hase (vielleicht der Osterhase?) den Frauen beim leeren Grab Gesellschaft leistet ...

R.Sch.

Ch. Goodings, M. L. Dorsey, „Bartimouse e l'uovo di Pasqua“. Marietti Junior 2002. ISBN 88-211-7735-1 (englisch bei Lion Publishing Oxford 1999; leider [noch] nicht auf Deutsch erschienen).

R. Schindler, I. Gantschev, Ivan, „Der Ostermorgen“. Patmos 1997. ISBN 3-491-79488-9.

„Ist das auch wirklich wahr?“

Am Weissen Sonntag begegnen unzählige Kinder dem Wunder der Eucharistie. Sind sie auch wirklich bereit für diese Begegnung? Haben sie in der Kräfteschulung die richtigen Muskeln trainiert und ihr Bewusstsein brav gebildet?



Gott rettet das Volk Israel vor dem heranstürmenden Heer der Ägypter.

„Wein!“, war die erste spontane Antwort Patricks auf meine Frage, was er sich von der Erstkommunion erhoffe. Und dann: „Wie das wohl sein wird, wenn plötzlich Jesus in mir drin steckt?“ – In der dritten Klasse zur Erstkommunion? Ist das sinnvoll? Die Kleinen verstehen doch gar nicht, was da passiert. Genauso wenig, wie die Sechstklässler eine Ahnung haben, was Firmung bedeutet.

Solche Bedenken und Fragen werden oft geäussert, gehen aber haarscharf in die falsche Richtung. Weder bei der Erstkommunion noch bei der Firmung geht es in erster Linie um Verstehen und Begreifen. Glaube hat weit mehr mit Ahnung, mit Gespür, Vertrauen, Wagnis und Geheimnis zu tun, als wir oft – glauben. Menschen, die ihren Glauben durch und durch im Griff haben; die sie gepachtet haben, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit; die alles erklären können und an keiner Frage mehr verzweifeln – solche Bessergläubige wecken in mir erst recht das Bedürfnis nach kindlichem

Unverständnis – besser gesagt nach unverstellter Offenheit.

Frei im Glauben

Eucharistie ist zunächst und in erster Linie ein Wunder, und sie bleibt es wie überhaupt alle Wunder genauso lange, wie wir nicht alles verstehen, wie wir uns wundern. Das gilt für Kinder genauso wie für Erwachsene. Aber Kinder tun sich damit weniger schwer. Es stört sie nicht, dass es in dieser Welt so viel Geheimnisvolles gibt – auch wenn sie selbstverständlich unaufhörlich danach und dahinter fragen. Zu Wundern haben sie eine gelöste Beziehung: Wenn es allzu nüchtern wird, sorgen sie eigenhändig für Rätsel, wie unsere Elisabeth, deren grösstes Abendvergügen momentan darin besteht, unter ihrer Decke für Eltern und Geschwister unsichtbar zu verschwinden. Wenn es andererseits pathetisch und kitschig zu werden droht, reagieren Kinder starrkrampflösend wie Patrick, der sich Wein wünscht und beim Gedanken kichern muss, dass

dieser Jesus, der in sein Innerstes kommt, unrasiert und deshalb stachlig sein könnte.

Wer von Kindern (und Erwachsenen) immer Verständnis und Tiefsinn erzwingen will, nimmt ihnen auch ein Stück Freiheit. Denn „verstehen“ bedeutet zwangsläufig, einen Konsens, eine gemeinsame Formel zu finden, dank der wir uns dann verstehen. „Glauben“ dagegen lässt immer auch Freiheit zu, schützt vor Rechtfertigungszwang und Gleichschaltung. Kinder über ihr Verständnis des Glaubens auszuquetschen, ist heikel und autoritär. Es führt meist sehr schnell dazu, dass sie uns – instinktiv ihre Privatsphäre wachend – mit jenen Phrasen abspeisen, die wir hören wollen.

Wahrer als wahr

Selbstverständlich fragen Kinder immer wieder: „Ist das auch wirklich wahr?“ Nicht nur bei biblischen Geschichten, sondern bei überhaupt allen Geschichten. Darauf hat mein Vater als Lehrer eine kurze und dennoch tiefsinnige Antwort gefunden: „Diese Geschichte ist wahrer als wahr!“ Kinder spüren meist sofort, was damit gemeint ist: dass es etwas gibt, was nüchterne Wahrscheinlichkeit übersteigt, dass Geschichten, selbst wenn sie so nie passiert sind, doch einen Kern in sich tragen können, der wirklich wahr ist und alles Wis-

sen, alle Fakten, alle Wahrscheinlichkeit in den Schatten stellt.

Elisabeths Zaubertrick mit der Bettdecke zeigt mir den richtigen Weg im Umgang mit Wundern: Wir müssen uns an den kleinen Geheimnissen freuen, sogar hinter dem getürkten Zauber das Wunder entdecken und auch in unfeierlichen Momenten und an ausgefallenen Orten Wunderbares erwarten. Ich glaube je länger je weniger, dass Gottes liebste Auftritte die spektakulären Events sind. Er hat es nicht nötig, uns den Glauben mit einem Zauberprügel einzubläuen.

Zurück zur Erstkommunion Patricks: Natürlich möchten wir als Eltern, dass für ihn dieser Tag mehr sein wird als der Anlass für ein Festessen mit Geschenken. Dennoch – und erst recht – müssen wir uns in Acht nehmen, von ihm nicht die religiöse Verzückerung zu erwarten. Wir verleiten ihn sonst noch zur Heuchelei, ganz nach dem Motto: Wenn ich von Ekstase schon nichts spüre, so kenne ich doch wenigstens die Symptome und kann sie vorgaukeln.

Wir lassen Patrick seinen Glauben, und er darf sogar kichern. – Am Weissen Sonntag wird ihm ein Wunder begegnen! Welches? Das bleibt sein Geheimnis!

Thomas Binotto



Da fällt mir eine Geschichte ein ...

Der heilige Antonius will die Menschen in Rimini zur Abkehr von ihrem Lotterleben bewegen. Aber niemand bis auf zwei Kinder hört ihm zu. Kinder zählen nicht, also predigt er den Fischen. Die hören zwar wunderbarerweise zu, kümmern sich aber einen Deut um seine Predigt. Bis auf die Stichlinge, denen er ursprünglich gar nichts zu sagen hatte, weil sie so winzig sind. Immerhin laufen nun die Menschen zu ihm in die Kirche, schliesslich hat er ein Wunder gewirkt. Aber kümmern tun sie sich einen Deut um seine Worte. Bis auf zwei Kinder ...

Willi Fähmann ist ein grossartiger Erzähler, das spürt man auch in dieser schlichten Geschichte. Und weil er so gut erzählen kann, stört auch nicht, dass diese Geschichte eine Moral hat: Jedes Wunder hat klein – und oft auch bei den Kleinen – angefangen.

bit

Willi Fähmann, Jutta Mirtschin: „Der mit den Fischen sprach. Eine Legende vom heiligen Antonius“. echter 2003. 24 Seiten. Fr. 22.70. ISBN 3-429-02450-1.

Kinder fragen Fragen ...

Braucht der liebe Gott eine Kirche?

Für Kinder ist „Kirche“ ganz selbstverständlich ein Gebäude, ein Haus oder gar eine Burg für Gott. Gerne werden sie in dieser Sache von Erwachsenen belehrt, dass Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen sei. Ist die kindliche Vorstellung tatsächlich so falsch, braucht Gott kein Haus zum Wohnen?



Kirche als fröhliches, einladendes Haus Gottes.

Ein warmer, heller Sommermorgen auf der Ufenau. In merkwürdigen, fröhlichen Fährschiffen sind sie von Pfäffikon her herübergekommen zum Gottesdienst: Frauen, Männer, Kinder, auch Mönche, bevor die Menschenmengen aus den Dampfschiffen die ruhige Insel überschweben. „Wir haben morgen ein ‚Puff‘ wegen Peter und Paul“ (29. Juni), hiess die Auskunft des Inselwirts am Samstag. Ich stutzte, ärgerlich über diese Redeweise.

Und nun stehen, sitzen sie auf der Wiese vor der Kirche Sankt Peter und Paul, auf den Wegen und Rebmäuerchen, auch auf Huttens Grab. Gelagert, wie man sich die Szene der Speisung der 5000 vorstellt. Auch ein Chor und eine Musikkapelle: Festcharakter! Locker, gut verständlich predigt der jugendliche Abt von Einsiedeln, wendet sich dabei auch ausdrücklich den Kindern zu. Ohne die geringste Scheu kommen sie bei der Eucharistiefeier nach vorn und lassen sich

ein Kreuz auf ihre Stirn zeichnen. Einzelne Worte der Predigt aber klingen in mir nach. „Gott hatte Humor, als er die Menschen schuf“ und – dies ist mir wörtlich in Erinnerung: „Die Kirche ist eine lustige Gesellschaft.“ Ja, so wie an diesem Sommertag müsste sie sein, die Kirche, denkt man spontan. Und die Kirche als Gebäude? Sie spielt doch keine Rolle, heute nicht einmal als Kulisse!

Ganz anders habe ich die Kirche selbst als Kind erlebt. Als mein Vater mir das Grossmünster zeigte, war ich beeindruckt und hätte gerne gewusst: Wo ist er denn, der Gott? Hier sicher eher als in unserer Dorfkirche! Aber ich fragte nicht. Wagte es nicht. Wie viel unbeschwerter nahm es am selben Ort vor kurzem der kleine Gustav aus Berlin: Nur der König mit der goldenen Krone ist für ihn wichtig, hoch oben am Turm sitzend, Karl der Grosse. „Das ist das Schloss des Königs, gell, Grossmama?“, meint der Dreijährige; dann wird

er vom Läuten der Glocken überrascht.

Auch mit unseren eigenen, damals kleinen Kindern lebten wir vor Jahren in der Grossmünster-Gemeinde. Das Gebäude machte beim Betreten ein klein wenig Angst, wirkte kühl und dunkel, war aber spannend. Sie gingen auf Zehenspitzen und flüsterten: „Wohnt hier wirklich der Gott?“ – „Natürlich, er braucht ja auch ein Haus!“ – „Wohnt er denn nicht in allen Kirchen?“ – „Hört er uns, wenn wir reden?“ Später brauchten sie das Wort „heilig“. Irgendwo hatten sie es gehört: „Ist es nicht heilig in der Kirche?“ Das geheimnisvolle Wort wurde besonders liebevoll und ehrfürchtig ausgesprochen, gelegentlich auch mit leisem Kichern, wenn man auf einer Ferienreise eine scheinbar fremdartige Kirche besuchte und dabei Altar und Weihrauchduft faszinierten: Waren das nicht eindeutige Zeichen für die Anwesenheit Gottes? „Oder katholisch?“, fragte die Älteste.

Und dann im letzten Winter: Ein Familiengottesdienst im Advent, zusammen mit meiner sechsjährigen Enkelin Alina. Der Eingang der Kirche ist mit Tannenzweigen geschmückt. Schon auf dem Weg zum Eingang ist Alina beschwingt und will beim Gehen mit dem Rhythmus der Kirchenglocken Schritt halten. Sofort fühlt sie sich in der Gemeinschaft von Grossen und Kleinen wohl, schaut neugierig

nach rechts, nach links, nach hinten. Sie lächelt fremde Menschen an. Dann werden Lieder gesungen, die sie teilweise kennt. Durch die Worte der Erzählpredigt fühlt sie sich hineingenommen, versteht aber längst nicht alles, spielt mit dem Inhalt meiner Handtasche. Aber schon beginnt das Brausen der Orgel. Alina strahlt. „Hier wohnt der Gott.“ Habe ich das richtig gehört?

Und erst auf dem Heimweg die Frage: „Braucht der liebe Gott eine Kirche?“ Eine Antwort scheint sie nicht zu erwarten. Aber in ihrer Hand ist ein kleiner Plastikstern zum Aufkleben, wie ihn alle Kinder im Gottesdienst erhalten haben. Den Stern klebt sie an mein Fenster und ist sich bis jetzt, mitten im Sommer, sicher: „Der Stern erinnert dich an mich, gell?“ Sie selbst aber streicht jedes Mal, wenn sie bei uns ist, mit dem Zeigefinger darüber und seufzt glücklich: „Ja, wir waren in der Kirche. In der Kirche, in der ich getauft wurde. Und ich habe etwas bekommen.“

Ich bin überzeugt: Ja, Gott braucht eine Kirche – als lustige Gesellschaft, als heiligen Ort, als Gebäude mit Turm, nahe beim Himmel. Man bekommt „etwas“! Und der Glockenklang, der vom andern Seeufer zu uns getragen wird, ist auch für mich als Grossmutter die Stimme des lieben Gottes. Das habe ich vor vielen Jahren von meinem heute erwachsenen Sohn gelernt.

Regine Schindler



Da fällt mir eine Geschichte ein ...

„Unter Gottes weitem Himmel“ heisst eine Kinderbibel, so neu, dass sie erst in zwei Monaten zu kaufen ist. Ich durfte dem erfolgreichen jungen Maler, selbst Vater von zwei Kindern, vor kurzem zuschauen und dabei spüren: Das ist nicht nur ein sorgfältig gestaltetes Buch in einem unverbrauchten, neuartigen Stil, mit kräftigen Farbtönen. Intensive Begegnungen mit der Bibel und ihrer Wüstenwelt werden möglich. Der Titel des Buches lügt nicht: „Unter Gottes weitem Himmel“. Auch dies ein Stück Kirche – wie jener Gottesdienst auf der Ufenau, der keine Kirchenmauern brauchte. Und wer den Stil des Illustrators Dieter Konsek schon vorher kennen lernen oder „testen“ möchte, beschaffe sich eines seiner bereits erschienenen Bilderbücher der Reihe „Die schönsten Bibelgeschichten“, etwa „Jesus bei den Menschen“ (im gleichen Verlag, je Fr. 22.40).

R.Sch.

Dieter Konsek (Bilder), Christiane Herrlinger (Text): „Unter Gottes weitem Himmel. Die Bibel für Kinder“. Schweizerische (und deutsche) Bibelgesellschaft 2003. 288 Seiten. Fr. 28.90.

Fenster in eine andere Welt

Mit den Grosseltern erleben Kinder nicht nur, was Altwerden bedeutet. Gespräche über Gott und die Vergangenheit machen das Zusammensein reich. Die Kleinen und die Alten eröffnen sich gegenseitig neue Perspektiven.



„Grossmama liest im Garten in Bilderbuch vor“, gezeichnet von Alina.

„Zum Glück ist sie fort, die alte Hexe!“, sagte eines unserer Kinder, als meine Grossmutter, die Urgrossmutter der Kinder also, gerade mühsam ins Auto gestiegen war. Sicher, die schon sehr alte Dame hatte die Kinderstimme nicht verstanden; dennoch war ich zutiefst betroffen. Und wie sollte ich reagieren, als sich das gleiche Kind nach dem Tod der Urgrossmama vor meinen Vater stellte und recht kühl konstatierte: „Jetzt bist du der älteste, Grosspapa, du bist als nächster dran.“ Zum Glück lachte der Grosspapa. Er war denn auch keineswegs der nächste, der starb.

Das ist über 30 Jahre her. Wir haben inzwischen selbst mehrere Enkel. Wir sind für die kleinen Kinder die älteste Generation, die sie kennen. Wir fühlen uns oft tatsächlich alt, wenn wir nach einem Enkel-Tag todmüde ins Bett sinken. „Deine Haut ist schrumpelig, alt“, sagt Alina und streicht mit ihrem Zeigefinger über meine Backe. „Wenn ich dich hier etwas ziehe, dann wird die Haut ganz glatt!“ Sie lacht dabei schelmisch, während ich

das Spannen eher als Kneifen empfinde, aber doch froh bin, dass Alina mich verjüngen will.

Die 4-jährige Alma schaut mich intensiv an und sagt: „Grossmama, du bist meine einzige Grossmama!“ Ich werde zärtlich umarmt und weiss: Im Gegensatz zu ihrer Cousine Alina hat sie keine anderen Grosseltern. Und auch wenn die Kleine gleich darauf von Gotte und Götti, die in ihrem Leben wichtig sind, erzählt, wird mir klar, dass wir als Grosseltern ein wunderbares Sonderrecht haben. Man hat uns nicht ausgesucht; wir sind einfach da, dürfen und müssen sogar alt sein, damit die Lieblingsfrage überhaupt gestellt werden kann: „Gell, meine Mama ist doch dein Kind?“ Diese Frage versetzt mich für ganz kurze Zeit in einen Bereich des Unwirklichen: Meine Töchter, die heute selbst Mütter sind, werden wieder als Kinder spürbar; ich selbst werde mit allen Gefühlen der Zärtlichkeit zur jungen Frau; die Zeiten geraten durcheinander, eine Art Taumel. Doch sofort bin ich wieder da, eine sozusagen normale Grossmama,

die mit den Kindern schaukelt, rudert und gleichzeitig zu den „Alten“ gehört.

Geschichten und Geschichte

Zu den Alten gehören? Das ist – bei allem grausamen Realismus, den Kinder haben können – ein wunderbares Vorrecht. Wir werden ganz selbstverständlich zu Gewährsleuten für Geschichten, nicht nur Bilderbuchgeschichten und Märchen – das natürlich auch, da wir die Kinder ausserhalb ihres „normalen“ Alltags bei uns haben. Wir wissen: Wir können die Kinder wieder abgeben; wir reduzieren den eigenen, gelegentlich noch hektischen Alltag, passen uns dem Rhythmus der Kinder an. Und eben Geschichten! Es sind oft die Geschichten unseres eigenen Lebens, die im Zusammenhang mit der alten Waschschüssel im Keller, mit den Reiseandenken des Grossvaters, erst recht mit Fotos zur Sprache gebracht werden. „Sieben Jahre hast du deine Grossmama nicht gesehen?“, fragt die Enkelin entsetzt; sie kann sich nicht vorstellen, dass ich als Kind durch den Krieg von meiner deutschen Grossmutter getrennt war; sie wird still und traurig zugleich; sie wird auch erwachsener, stolz auf ein allererstes bescheidenes Geschichtsbewusstsein. „Krieg, nicht nur im Irak!“ Sie seufzt.

Das Zurückblicken in die Vergangenheit der „Alten“ ist ein Fenster in eine andere Welt. Fragen, die den Eltern in der Regel nicht gestellt werden, sind dabei möglich. Oft sind es Fragen zu Tod und Sterben. Wir sind ja tatsächlich (und hoffentlich) dem Tod näher als Mama und Papa, deren Tod so bedrohlich wäre, dass dieses Thema den Eltern gegenüber tabuisiert wird. Aber auch alle religiösen Fragen, die im Zusammenhang mit Gesprächen über den Tod nahe liegen, haben Platz. Sie gehören zu der „anderen Welt“ und werden vielleicht nur durch einen Halbsatz im Abendlied, das die Grossmutter singt, ausgelöst. Der „liebe Gott“ oder das „Ängeli“ im Lied wecken Fragen, rufen nach neuen Geschichten. Nicht nur die Erde, auch der Himmel ist nahe, wird weiter – und gehört in wunderbarer Weise zu den Grosseltern.

Und die Falten? Die werden übersehen. Grosspapas Auto und Grossmamas alte Spielsachen sind wichtiger. Nichts von Hexe, zum Glück! Ein nicht-alltägliches und doch völlig vertrautes Zusammensein macht die Kinder und erst recht die „Alten“ reich.

Ein Wert, der für beide Seiten ein Geschenk ist, leuchtet auf.

Regine Schindler

Jutta Bauer
Opas Engel



Da fällt mir eine Geschichte ein ...

„Opas Engel“ – das kleinste der zahlreichen neuen Bilderbücher zum Grosselternthema. Mich bewegt es ganz besonders. Vom Engel, der im Titel genannt wird, ist im knappen Text nicht die Rede. Doch in den

sparsamen Bildern, die fast karikaturistisch und doch liebevoll viel Atmosphäre erzeugen, sind die hellblauen Konturen erkennbar: der Engel, der den Grossvater auf allen Lebensstationen diskret behütet, ihm hilft, die Bürde all seiner Lebensgeschichten zu tragen. Von den Stationen dieses Lebens erzählt der kranke Grossvater seinem Enkel: „Grossvater erzählte gern. Er erzählte immer, wenn ich ihn besuchte ...“ Es geht dabei auch um bedrohliche Situationen: Da ist der Freund mit dem Judenstern; Krieg und Hunger hat Opa als Bub und als junger Mann erlebt. Dennoch sagt er als Letztes: „Ich hatte viel Glück.“ Ganz einfach, für kleine Kinder erzählt. Das Schwere wird für den Enkel fassbar, erträglich, selbst der Tod des Grossvaters: „Was für ein schöner Tag“ – ein überzeugendes und überraschendes Ende dieses aussergewöhnlichen Büchleins.

R. Sch.

Jutta Bauer: „Opas Engel“, Carlsen Verlag 2001, Fr. 19.10. ISBN 3-551-5141-3

Kommt mein Bett auch in den Himmel?

Wenn Kinder Fragen stellen, erwarten sie nicht definitive oder theologisch differenzierte Antworten. Sie brauchen Eltern, die den Glauben praktisch vorleben und eine spürbare Freude daran ausstrahlen – nicht die richtigen Worte und Bilder sind wichtig, sondern das Gefühl, das mit ihnen verknüpft wird.



Für Elisabeth mit ihren fünf Jahren ist es keine Frage, sondern Gewissheit: Im Himmel wird sie ihr Bett antreffen – mit allen Stofftieren, die es so heimelig machen.

Und als Sophies Urgrossmutter starb, hat sie die Erklärung zufrieden gestellt, dass Gott dem Urgrossmami im Himmel eine Wohnung eingerichtet habe.

Beide Vorstellungen entsprechen nicht einer differenzierten, hoch entwickelten Theologie – darf man Kinderfragen dennoch mit einfachen Bildern aus dem kindlichen Alltag beantworten?

Viele Eltern, besonders jene, die in der religiösen Erziehung alles richtig machen wollen, haben Angst davor, eine falsche Antwort zu geben, etwas zu sagen, was theologisch nicht korrekt ist. Abgesehen davon, dass sich über das theologisch Richtige die Gelehrten seit Jahrhunderten nicht einig werden, verhindert diese Angst letztlich ein selbstverständliches und unaufgeregtes Aufwachsen im Glauben.

Kinder erwarten auf ihre Fragen keine theologisch endgültigen Antworten. Was man ihnen als Fundament ihres Glaubens vermitteln kann, ist nicht Katechismuswissen, sondern ein tatsächlich empfundener Glaube. Kinder spüren instinktiv, dass zwischen Wissen und Wahrheit ein Unterschied besteht. Ein Märchen ist deshalb nicht gelogen, sondern wahrer als wahr.

Umso wichtiger ist es deshalb zu begreifen, was Elisabeth ihr Bett bedeutet. Es bedeutet ihr Gemütlichkeit, Erholung und Zuwendung – ihr Bett ist das Zentrum und der Garant vollkommener Geborgenheit. Hierher zieht sie sich zurück, wenn sie vom Leben und ihren Eltern enttäuscht ist; hier findet das Abendritual statt; hier versöhnt man sich oft; hier darf sich nur niederlassen, wer Elisabeths Freund ist. Ob nun im Himmel Elisabeths Bett tatsächlich steht oder nicht – es bedeutet für sie genau das, was wir vom Himmel erwarten: ein Ort der vollkommenen Geborgenheit, wo sich

Gott uns zuwendet, wo er uns tröstet und alles gut wird.

Wenn wir Kindern unseren Glauben vermitteln wollen, muss es vor allem zwischen den Zeilen stimmen. Die Bilder dagegen, die wir als Transportmittel verwenden, sind immer nur eine vorläufige Hilfskonstruktion, und mit Lehrsätzen allein ist auch noch nichts gewonnen. „Dieses vollkommene Leben mit der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, diese Lebens- und Liebesgemeinschaft mit ihr, mit der Jungfrau Maria, den Engeln und allen Seligen wird ‚der Himmel‘ genannt.“ – Diese Definition aus dem Katechismus der Katholischen Kirche wird bei Elisabeth keine Gefühle wecken.

Wer also Kinder religiös erziehen will, muss sich zunächst selbst darüber im Klaren werden, welches denn der Kern seines eigenen Glaubens ist, wie sich dieser Glaube im Alltag ausdrückt, wie er sich anfühlt. Dieses religiöse „Gschpüri“ gilt es zu vermitteln. Ich muss nicht vom liebenden Gott reden, sondern dessen Liebe verkörpern. Es gilt nicht Erlösung zu predigen, sondern sie auszustrahlen. Liebe deinen Nächsten ist keine Lehrmeinung, sondern alltägliche Tat. In diesem Sinne gilt ganz besonders für Eltern, was der Mystiker Johannes Tauler von allen Christen erwartet: Ihr müsst Lebmeister sein, nicht Lesmeister.

Und wenn Elisabeth nun gross wird und immer noch an das Bett im Himmel glaubt. Was ist, wenn sie von ihrem kindlichen Glauben nicht loskommt? Zunächst einmal bin ich mir nicht so sicher, ob ich der Wahrheit mit meinem erwachsenen Glauben tatsächlich näher bin als Elisabeth, denn ihre Ansprüche sind nicht niedrig, sondern gewaltig: Wie der Apostel Paulus in seinem berühmten Text über die Liebe erwartet sie nichts weniger, als dass mein Glaube ein gelebter und liebender Glaube ist. Wenn meine Glaubenspraxis morsch ist, kann ich noch so geschickt und theologisch differenziert daherreden, es scheppert nur.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Natürlich freue ich mich, wenn Elisabeth mehr von unserem Glauben wissen will, wenn sie ihn mit dem Intellekt zu erforschen beginnt. Aber ich wünsche mir gleichzeitig, dass sie sich auch als Erwachsene nicht mit abstrakten und allzu eindeutigen Antworten zufrieden gibt. Theologische Überlegungen sind für die Vermittlung des Glaubens wichtig, aber sie sind letztlich nicht der Glaube selbst. Und wenn wir mit unserem „Gschpüri“ unversehens doch allzu schief in der Landschaft stehen, traue ich diesem Gott durchaus zu, auch dieses wieder ins Lot zu bringen.

Thomas Binotto



Da fällt mir eine Geschichte ein ...

Astrid Lindgren wird manchmal vorgeworfen, sie zelebriere eine heile Welt und lasse den Ernst des Lebens gerne ausser Acht. „Sonnenau“ widerlegt dieses Vorurteil eindrücklich: Matthias und Anna sind Verdingkinder, die in einer kalten Welt ausgebeutet werden, nicht einmal in der Schule finden sie einen Ort der Achtung und des Schutzes. Erst als sie Sonnenau entdecken, wird alles anders, jene saftig grüne Welt hinter der Pforte, wo Kinder unbeschwert spielen können und Geborgenheit in der Liebe einer Mutter finden, die für alle da ist. „Sonnenau“ ist eine Parabel über das Leiden auf Erden und das Glück im Himmel, aber nicht weltabgewandt und verlogen, sondern herb poetisch und melancholisch lebensfroh. Sie nimmt die Sehnsucht nach Geborgenheit ernst, ohne in süsslichen Kitsch auszuweichen.

bit

Astrid Lindgren (Text), Marit Törnqvist (Bilder): „Sonnenau“, Oetinger-Verlag 2003. ISBN 3-7891-6843-2.

Staunen und fragen

Vielleicht bestaunen wir die Masoala-Halle im Zoo, vielleicht schonen wir einen krabbelnden Käfer – mit Kindern gut hinsehen und Sorge tragen, macht die Welt zum Wunder!



ILLUSTRATION: SOPHIE (7 JAHRE)

■ „Bewahrung der Schöpfung“ – ein Thema, das schon kleine Kinder beschäftigt: Das Aussterben von Tierarten, die Verschmutzung von Wasser und Luft. Ich denke an den Satz des Apostels Paulus: „Denn wir wissen, dass alles Geschaffene insgesamt seufzt und sich schmerzlich ängstigt bis jetzt.“ (Röm 8,22) – für Kinder kaum nachvollziehbar! Da müssten sie das Seufzen schon hören können und diese Angst der Natur sehen, mit eigenen Augen. „Bewahrung der Schöpfung“ – ein Thema, das wir Kindern aber durchaus emotional nahe bringen können, gerade jetzt, im Frühjahr, wo das Neu-Werden der Natur nichts als Staunen weckt.

Es erreicht mich – schon kleine Kinder benützen das Handy ihrer Eltern – unerwartet ein Anruf von einem Ausflug ins Zürcher Oberland mit der knappen, aber jubelnden Mitteilung: „Das Tüpfliwand, es ist da, echt, ich habe es gesehen.“ Sofort wird mir klar, dass meine Enkelin Alina einen Gebetsvers plötzlich direkt mit Gottes Schöpfung in Verbindung bringen kann:

D'Sune chunt,
de Wald leit sich a, e grüens Tüpfliwand.
Ganz langsam chunt's neu Läbe-n-is Land.
Isch das öppis Bsunders?

Ich hatte dem Kind auf seine Frage vor kurzem gesagt, dies sei mir das liebste der von mir selbst verfassten Gebete. Für mich sei der Wald im Mai, mit den verschiedenen,

helleren und dunkleren Grüntönen ein Wunder. Und Alina wollte die Verse wieder und wieder hören, bis sie den Mai-Wald plötzlich selbst sah: Das neue Leben der Natur wurde ein Grund zum Jubeln und Danken. Sie fand, fast altklug, die letzte Strophe meines Gebets sei „total richtig“:

Fürs Gwöhnliche tank ich Dir, grosse Gott,
's Gwöhnlich isch gross und au ganz chlii.
Du bisch nöd nu en Gott für d'Not.
De Früelig chunt, ich bin au debii!
Tanke, min Gott.
Amen

Kurz darauf genossen die Stadtkinder Alina und ihr Bruder Béla für kurze Ferien unseren Garten. Steine wurden auf Häufchen gelegt, die Erde fein gehackt, um den Samen ein weiches Beet zu bereiten. In zwei Reihen säten wir Spinat; sieben Kartoffeln steckten wir in die lockere Erde. Schon wenige Tage später konnten (am Telefon) die ersten grünen Spinat-Spitzchen besprochen und gefeiert werden, während sich die Kartoffeln endlos Zeit liessen.

Dass die Spitzchen der schon früher gesäten Kornblumen im Regenwetter den Schnecken zum Opfer gefallen waren, wurde uns zum Problem. Schneckengift oder nicht? Gott hat doch auch die Schnecken gemacht: Dürfen wir sie – wie leicht geht das mit den giftig-blauen Schneckenkörnern! – einfach töten? Gehört auch dies zum Seufzen der

Natur: die Kornblume, die sich vor der Schnecke fürchtet; die Schnecke, die vor unserem Gift Angst haben muss? Die Kinder philosophierten darüber und wir setzten Löwenmäulchen, säten Kapuzinerli, als Barriere gegen die schneckenreiche Wiese. „Gut, dass du alt bist, Grossmama; du weisst, was die Schnecken nicht mögen!“

Zwei Wochen später geht das Staunen unten am Seeufer weiter: Zwischen den alten vertrockneten Schilfhalmern des letzten Jahres stehen neue, vor einem Monat noch unsichtbar, jetzt kniehoch und steif; dazwischen leuchten gelbe Iris. „Wirklich von alleine gewachsen? Vielleicht von Gott gepflanzt?“, fragt der kleine Enkel. Gespannt lässt er sich erklären, dass dieser Streifen am See unter Naturschutz steht; dass auch die Brennnesseln dazu gehören – für die Schmetterlinge. Wie dies wohl alles zusammen gehört: Spinat und Kartoffeln, Unkraut und funkelnde Iris? Alles „gewöhnlich“ und doch ein Wunder?

Möglicherweise haben wenige Gebetsverse, hat ein knappes Gespräch die Natur für die Kinder ungewöhnlich gemacht: zu Gottes Schöpfung, die wir bewahren sollen. Für die ein kleines Wort richtig ist: „Danke!“

REGINE SCHINDLER

DA FÄLLT MIR EINE GESCHICHTE EIN ...



7,5 x 7,5 Zentimeter klein ist sie, liegt aber als biegsames Spielzeug gut in der Hand. Auf den 27 Doppelseiten sind 27 dramatische

Szenen dargestellt. Es beginnt mit Adam und Eva im Paradies und endet mit zwei Geschichten vom Apostel Paulus. Die Bilder sind voll, aber keine „Wimmelbilder“, sondern künstlerisch gestaltet, versehen mit Details, welche zum Erzählen und Diskutieren anregen. Eine gut getarnte Schildkröte ist – als Aufforderung zum genauen Hinsehen – auf jedem Bild zu suchen. Die betreffenden Bibelstellen sind auf der letzten Doppelseite angegeben. Es gibt Theologen, die das Büchlein als knisternden Proviant im Hosensack mitführen. Ich denke an Bahnfahrten mit Kindern: Aneinander gekuschelt erzählt man sich zu den winzigen Bildern im Flüsterton die grossen (bekanntesten) Geschichten von Gott.

R. SCH.

Gabriele Hafermaas: „Hosentaschenbibel“.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004, Fr. 5.50,
ISBN 3-525-60413-0.

Sieht Gott alles?

Eine klare Frage, auf die es für Christen eine ebenso klare Antwort gibt – könnte man meinen.



Die Familie als Ort der Geborgenheit, aber auch der Entfaltung und der Freiheit.

■ Die Frage ist schlicht und einfach – und sie taucht früher oder später bei jedem Kind auf: Sieht Gott eigentlich alles, was auf dieser Erde geschieht? Hat er also auch all das im Auge, was ich so treibe? Die Antwort auf diese Frage scheint für Christinnen und Christen ganz einfach zu sein: Natürlich sieht Gott alles! Gott ist schliesslich jener, der das All umfasst, ihm gehört „das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit“.

So nahe liegend diese Antwort im ersten Moment scheint, so vielschichtig wird sie, wenn man länger darüber nachdenkt. Schon wenn wir die Frage etwas anders stellen, wird ihre Tragweite sichtbar: „Ist Gott unser Oberaufseher?“ Das Bild von einem Gott, der alles sieht, kann allzu leicht zum Bild eines Gottes werden, der alles kontrolliert, als oberster Herr einer Überwachungs-Schöpfung. Ein Gott also, der seine Schöpfung überwacht, um jeden Verstoß gegen seine Gebote mitzukriegen. Von da ist der Schritt vom Überwachen zum bestrafenden Gott nicht mehr weit.

Das scheint in unseren aufgeklärten Zeiten zu weit hergeholt. Haben wir uns vom Bild des strafenden Gottes inzwischen nicht längst verabschiedet? Wir beschreiben Gott unseren Kindern doch längst als liebenden Vater und liebende Mutter zugleich. Als einen Gott, der alles sieht, weil er uns beschützen will. Aber auch dieses Bild ist nur auf den ersten Blick ein rundum positives und tröstliches. Führen wir den Vergleich zum Eltern-sein einmal weiter: Wollen und brauchen Kinder wirklich Eltern, die aus lauter Sorge alles sehen? Auch diese Sorge kann zur Belastung werden, kann uns einschnüren und jeder Freiheit berauben.

Ist das Gefühl wirklich tröstlich, dass uns kein Fehltritt etwas anhaben kann und wir

keinerlei Gefahr ausgesetzt sind? Kinder jedenfalls spannen ihre Eltern gehörig auf die Folter, wenn sie scheinbar unveränderlich das Risiko suchen. Niemand, der nicht aus seiner Kindheit von jenen gefährlichen Aktionen erzählen kann, die seine Eltern damals glücklicherweise nie mitgekriegt haben.

Ob wir als Eltern wollen oder nicht: Wir sind gezwungen, unsere Kinder loszulassen. Und damit übergeben wir sie nicht nur der Freiheit und der Selbstverwirklichung, sondern auch der Gefahr, dem Irrtum und dem Scheitern. Wer das nicht zulassen will, und sei es aus liebevollster Sorge, der wird von seinen Kindern früher oder später gewaltsam dazu gezwungen.

Gott hat den Menschen die Freiheit von Anfang an zugemutet – und das ziemlich schnell mit niederschmetterndem Resultat.

Dennoch hat er offenbar an dieser Grundentscheidung festgehalten. Er will kein alles sehender Gott sein, der aus lauter Liebe jede Freiheit verhindert.

Als Eltern müssen wir irgendwann die Balance zwischen Loslassen und Umsorgen finden. Wir müssen ein Gespür dafür entwickeln, wie viel Freiheit unser Kinder gerade verträgt und auch wie viel Misserfolg. Wir lernen unseren Kindern zu vertrauen. Wir beginnen zu spüren, dass nicht jeder Weg, den wir nicht sehen und verstehen, ein Irrweg sein muss, und wir beginnen darauf zu vertrauen, dass Wege, die weit von uns weg zu führen scheinen, manchmal unvermutet zurückführen.

Ich stelle mir einen alles sehenden Gott deshalb als einen Gott vor, dem nichts egal ist, der uns nicht ins Leben stellt und sich dann mit einem „jetzt schau selber“ von uns abwendet. Aber er will uns das Leben auch nicht vorzeichnen. Dieses Bild von Gott sehe ich nirgends derart deutlich skizziert, wie im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Das Vertrauen des Vaters lässt Freiheit zu, es ermöglicht sogar den tragischen Irrtum, es lässt aber auch die freiwillige Rückkehr zu. Gott ist kein allmächtiger Aufpasser – Gott ist keine allmächtige Glücke – Gott ist der allmächtige Wieder-in-die-Arme-Schliessende.

Auch als Eltern möchten wir unsere Kinder um ihrer selbst Willen lieben, so wie sie sind, und nicht so, wie wir sie gerne haben möchten. Als Eltern haben wir selbst aber genau dasselbe Bedürfnis: Wir möchten so geliebt werden, wie wir sind, um unser selbst willen. Diese gegenseitige Liebe ist nur in Freiheit und Freiwilligkeit möglich. Dafür müssen wir unsere Kinder loslassen. Als Eltern, denen nichts egal ist, auch wenn sie nicht alles sehen.

THOMAS BINOTTO



DA FÄLLT MIR EINE GESCHICHTE EIN ...

Das „Vaterunser“ ist zwar nicht eigentlich eine Geschichte, aber es drückt als Gebet genau jenes Gottesbild aus, dem wir auch im Gleichnis vom verlorenen Sohn begegnen. Wir dürfen darin zu Gott als einem vertrauten Vater sprechen. Wir brauchen dabei nicht unterwürfig zu sein, und es wird keine Makellosigkeit von uns erwartet. Im „Vaterunser“ kommt zum Ausdruck, dass wir Fehler machen, dass Gott uns bedingungslos liebt, wenn wir uns ihm nur anvertrauen. Dies kommt auch im Bilderbuch zum

Ausdruck, das die Schriftstellerin Regine Schindler mit dem Maler Eric Battut zusammen gestaltet hat. In vorsichtigen, fast tastenden Worten und in Bildern, die schlicht und klar sind, aber dennoch sensibel auf plakative Gesten verzichten.

BIT

Regine Schindler, Eric Battut: „Das Vaterunser“. bohem press 2005. Fr. 24.00. ISBN 3-85581-419-8.